

## Schopenhauer und Frankfurt

Von Arthur Hübscher (Frankfurt a. M.)

„In meinem Kopfe“, sagt Schopenhauer in den Parerga, „gibt es eine stehende Oppositionspartei, die gegen Alles, was ich getan oder beschlossen habe, nachträglich polemisiert, ohne jedoch darum jedesmal Recht zu haben.“ Der berichtigende Prüfungsgeist, dem Schopenhauer diese innere Polemik zuschreibt, wird an anderer Stelle noch deutlicher beschrieben: die Vernunft gewinnt beim Handeln die Oberhand und hindert das intuitive, unmittelbare Auffinden und zugleich Ergreifen der Motive — ein Zögern, ein Zuhalten kann die Folge sein, das nur durch einen Anstoß von fremder Seite her beendet wird.

Wir finden in Schopenhauers Entwicklungsgang manches Beispiel für diese „edle Unentschlossenheit“, um ein Wort der Mutter zu gebrauchen; wir sehen, wie die Wahl zur Qual werden kann und die Entscheidung schließlich von außen kommt. Es war der Wunsch des Vaters, der ihn veranlaßte, nach der Rückkehr von der großen Europareise in Hamburg bei der verhaßten Kaufmannslehre auszuharren; es war ein Brief der Mutter, der ihn bewegte, Hamburg zu verlassen, und der Wohnsitz der Mutter bestimmte seinen künftigen Aufenthalt, in Weimar. Die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 ließen ihn nach Rudolstadt und später nach Dresden gehen, der Zusammenbruch des Danziger Bankhauses Muhl führte ihn zu dem Entschluß, seine Italienreise abubrechen und die Schritte zu einer Habilitation zu tun — nicht in Heidelberg, an das er ursprünglich dachte, sondern in Berlin. Den Anstoß für die zweite Italienreise und für die erneute Rückkehr nach Berlin gab ein langjähriger Prozess, und daß er schließlich das verhaßte Berlin endgültig verließ, dankte er dem Ausbruch der Cholera.

Schon im Juli 1831 trug er sich mit dem Gedanken, nach Schweden oder England zu gehen, einen Monat später dachte er an Rügen oder auch an Heidelberg, ~~im September~~ schließlich ging er nach Frankfurt, das als cholerafesteste Stadt galt — er tat es versuchsweise zunächst und noch keineswegs entschlossen, die Rückkehr nach Berlin endgültig aufzugeben. Er blieb den Winter über und bis in den Sommer des nächsten Jahres hinein, er stellte die schon in Berlin begonnene Übersetzung von Gracians „Handorakel“ fertig; dann lebte er ein Jahr lang, vom Juli 1832 bis zum Juni 1833, in Mannheim, das ihm gute Erinnerungen an einen früheren Aufenthalt hinterlassen hatte. Und nun wog und maß er die Vorteile und die Nachteile beider Städte mit wahrhaft mathematischer Genauigkeit ge-

—  
Ende  
August

geneinander ab. Eines seiner Rechnungsbücher hat die Gegenüberstellung festgehalten. Für Mannheim sprachen, neben anderen Vorzügen, die Stille der Stadt und daß es kein Gedränge im Theater und bei Tisch gebe, weiter die Harmonie-Gesellschaft und ihre Bibliothek, die besseren Bäder im Sommer, ein gutes Lokal zum Abendessen. Für Frankfurt sprachen gesundes Klima und schöne Gegend, die Annehmlichkeiten und die Abwechslung einer großen Stadt — sie hatte damals etwa 50 000 Einwohner —, das Naturhistorische Museum, die Senckenbergische Bibliothek, das Physikalische Kabinett, die Vorzüge von Schauspiel, Oper und Konzerten, ein geschickter Zahnarzt und weniger schlechte Ärzte und noch manches andere, so z. B. die Möglichkeit, mißliebigen Umgang leichter zu meiden oder abzuschneiden. Wieder war es die Vernunft, die im Für und Wider sprach, aber sie sprach nicht als hemmende, hinhaltende, Verwirrung und Unschlüssigkeit bringende Kraft, es gab kein nachträgliches Berichtigendes unmittelbarer Intuitionen und keinen Anstoß von außen, es gab nur ein nüchternes Abwägen der Motive und einen nüchtern-sachlichen Entschluß: den Entschluß für Frankfurt.

Die Motive aber, die Schopenhauer einander gegenüberstellt, umgreifen samt und sonders seine eigene Lebensform: Er überlegt, wie er die besten Einrichtungen für seine Zukunft treffen, wie er möglichst ungestört von der Außenwelt sein Lebenswerk vollenden könne. „Das Physische, Klima, Wohlfelheit und Bequemlichkeit“, mit diesen Worten bezeichnet er, knapp zusammenfassend, in einem Brief an seine Schwester vom 1. ~~Oktober~~ 1835 die Vorzüge, die nach seiner Meinung für Frankfurt sprechen. „*Frankfort is a comfortable place.*“ Daß Frankfurt die Geburtsstadt Goethes war, daß die Stadt dem großen Dichter zutiefst verbunden war, daß Marianne v. Willmer in ihren Mauern lebte, in der Alten Mainzer Gasse 42, nahe seiner eigenen Wohnung, als Mittelpunkt einer fein und anmutig belebten Geselligkeit, — es sind Bezüge, die in seinen Überlegungen nicht auftauchen. Wir wissen nicht einmal, ob die Suleika des „Westöstlichen Divans“, der in der Zeit seiner engeren Verbindung mit Goethe entstanden war, später in seinen Gesichtskreis eingetreten ist — es scheint nicht so. Schopenhauer wendet auch keinen Gedanken an die große Vergangenheit der alten Freien Reichsstadt. Aber allerdings: er gibt auch keinem Zweifel Raum, ob die Stadt, als geistige Lebensform genommen, der weiteren Entfaltung seines Schaffens förderlich sein werde.

Nicht allzuhäufig waren große geistige Entscheidungen von Frankfurt ausgegangen. Bernhard von Clairvaux, der *doctor mellifluus*, hatte hier zum zweiten Kreuzzug gepredigt. Ein namenloser Verfasser hatte in Frankfurt die „Deutsche Theologie“ geschrieben; das kleine Werk blieb verschollen, bis Luther es neu entdeckte. Schopenhauer ging noch in seinen letzten Lebensjahren vergeblich den Spuren des „Frankfurters“ nach; er hatte wohl im Deutschherrenhause, gegenüber Schopenhauers Wohnung, in Sachsenhausen, als Kustos gelebt. Frankfurt hatte Thomas Murner in seinen reichsten und besten Jahren vor dem Umbruch von 1520 beherbergt. In Frankfurt hatte Giordano Bruno in rastloser Arbeit seine lateinischen Schriften vollendet und veröffentlicht. Aber die innere Beziehung der Stadt zu ihren großen Gästen

ist nicht erkennbar. Erst mit Speners Frankfurter Zeit, mit den *Collegia pietatis*, die seit 1670 in der alten Messe- und Handelsstadt zusammentraten, und dann wieder mit der Begegnung Hölderlins und Hegels wirkte die Stadt bedeutend auf die deutsche Geistesgeschichte ein. Dies alles aber berührte Schopenhauer nicht; das Denken in geschichtlichen Dimensionen war nicht seine Sache. Er lebte und dachte in einer Gegenwart, die allem Vergangenen immer die Wirklichkeit voraus hat. Und die Wirklichkeit, die Schopenhauer in Frankfurt suchte, war nicht das Umfangensein von einer geistigen Heimat, nicht eine teilnehmende, gleichstrebende, im Austausch der Gedanken anregende Umwelt. Er wußte, daß er nur in Einsamkeit er selbst sein, und nur in Einsamkeit auch Freiheit finden konnte.

Einsamkeit und Freiheit, — das zweite dieser beiden Leitmotive seines Daseins wird in der Gegenüberstellung nicht genannt, und doch muß es für die Wahl Frankfurts mitgesprochen haben. Bis zum fünften Lebensjahr hatte Schopenhauer seine Kindheit in der Freien Stadt Danzig verbracht. Als die Preußen die Stadt besetzten, ging der Vater, Heinrich Floris Schopenhauer, mit der Familie nach der Freien Hansestadt Hamburg, in der sich viel und Vieles im Schicksal des jungen Schopenhauer entschied. Seine Lehr- und Wanderjahre führten ihn nie mehr in die Lebensluft der beiden Städte zurück. Weimar, Göttingen, Berlin, Dresden, wieder Berlin: es waren immer nur Stationen auf seinem Wege, die keine dauernde Verbindung bringen konnten. Jetzt aber, da die Wanderjahre vorbei waren, da er die Entscheidung über seinen Aufenthaltsort für die zweite Hälfte des Lebens treffen mußte, ging er nicht nach der ehemaligen kurpfälzischen Residenzstadt Mannheim, er ging nach Frankfurt, der alten freien Reichsstadt, die schon in seiner Mutter in jungen Jahren ein eigentümliches Heimatgefühl geweckt hatte: „Alles“, schreibt sie, „erinnerte mich an Danzig und das dortige, reichsstädtische Leben.“<sup>1)</sup> Fühlte sich, wie damals die Mutter, nun auch der Sohn in der Luft Frankfurts wohl?

Jedenfalls — er blieb. Schon kurze Zeit nach seiner endgültigen Übersiedlung, am 5. Oktober 1833, schrieb er seinem Danziger Bevollmächtigten, daß er in Frankfurt, „wenn es der Himmel zulassen will“, für den Rest seiner Tage zu bleiben gedenke. Und wirklich hat er in den 28 Jahren, die ihm noch beschieden waren, die Stadt nur noch für eine viertägige Rheinreise bis Koblenz und für kurze Tagesausflüge nach Mainz und Aschaffenburg verlassen. Sein ganzes Leben erhielt ein anderes Gepräge. Noch in seiner Dresdner Zeit, da sein Hauptwerk entstand, hatte er sich viel in Gesellschaft sehen lassen, derb und herb in der Unterhaltung, gewiß, und nie gesonnen, seine Eigenheiten zu verleugnen oder die Schwächen anderer ge-

---

<sup>1)</sup> „Jugendleben und Wanderbilder“, 1. Bd. 1839, S. 335. (Die Stelle bezieht sich auf das Jahr 1787.) Ähnlich schreibt Johanna noch in der „Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen“, Leipzig 1818, S. 22 über einen Besuch in Frankfurt i. J. 1816: „Das mir so liebe, reichsstädtische Ansehen ist der Stadt geblieben. Mich ergreift hier ein heimatliches Gefühl, alles erinnert mich an Danzig, meine liebe Vaterstadt, und an Hamburg, wo ich durch eine Reihe von dort verlebten Jahren einheimisch ward.“

duldig hinzunehmen. Aber schon in den letzten Berliner Jahren finden wir ihn häufig in der selbstgewählten Absonderung der Wirtstafel; er war, nach seinen eigenen Worten, „systematisch ungesellig“. Und mit dem Willen zur Ungeselligkeit ging er auch nach Frankfurt. Seine Tage verliefen so, wie es der Nachwelt überliefert worden ist, in einem genauen, nach strengen Grundsätzen geregelten Gleichmaß, in dem das Vorbild Kants erkennbar ist. Was er einmal als richtig angenommen hatte, daran hielt er unverbrüchlich fest. Hin und wieder lenkten noch einige Besucher von auswärts den Blick auf das Gewesene: die Jugendfreundin, Ottilie von Goethe, kam auf ihren unsteten Reisen gelegentlich bei ihm vorbei; Caroline Jagemann, die Geliebte Herzog Carl Augusts, kam, der er die eben ersonnene Geschichte von den Stachelschweinen erzählte — „sie und ich“, schreibt er später, „waren die letzten aus der glorreichen Weimar'schen Periode.“ Sein Umgang in Frankfurt aber beschränkte sich für lange Zeit auf gelegentliche Gespräche mit den Tischgästen an der *table d'hôte* des Wirtshauses „Zum Schwan“, später des „Englischen Hofes“. Hier konnte er dem Afrikaforscher Eduard Rüppell die verschiedenen Arten der Krokodile und ihre Gewohnheiten auseinandersetzen, hier gab er dem Lustspieldichter Georg Römer, der ihm später nahetreten durfte, Ratschläge für seine Komödien. Dem Verkehr mit den Frankfurter Schriftstellern, mit Männern wie Karl Gutzkow etwa, ging er aus dem Wege. Man wußte, daß er ein Sohn der berühmten Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer war, die vor kurzem in Frankfurt, bei Johann David Sauerlaender, ihre „Sämtlichen Schriften“ in 24 Bänden veröffentlicht hatte. Man kannte seinen altmodischen Rock, der allem Wandel der Mode zum Trotz den Kleiderschnitt seiner Jugendzeit bewahrte, man kannte seinen Pudel, und man bemerkte wohl die laute, lebhafte Selbstunterhaltung, die er bei seinen einsamen Spaziergängen pflog. Aber man wußte nicht, wieviel an strenger Abgrenzung vor der Forderung des Tages, wieviel an entschiedener Verwahrung gegenüber der Zeit in dieser Lebensform beschlossen war.

Frankfurt bedeutet zunächst den endgültigen Verzicht auf jede Lehrtätigkeit, nicht nur in Berlin, sondern an jeder anderen Universität. Frankfurt bedeutet auch das Fallenlassen der letzten Rücksichten, die Schopenhauer als Hochschullehrer noch genommen, und das Fallenlassen aller Rücksichten auf seine Zeit und seine Zeitgenossen. Die Frankfurter Jahre bringen die ersten schonungslosen, an Härte und Unerbittlichkeit nur immer zunehmenden Angriffe gegen Hegel und seine „Philosophie des absoluten Unsinns“. Sie bringen, in zunehmender Strenge, immer wieder Aussprüche, in denen Schopenhauers Gegensatz zur herrschenden Universitätsphilosophie herausgearbeitet wird. Schopenhauer hat erkannt, daß seine eigene Laufbahn als Universitätslehrer der Versuch einer Vereinigung des Unvereinbaren gewesen ist, er weiß sich jenen zugehörig, die nicht von Amts wegen, sondern von der Natur zur Philosophie berufen seien. In manchen dieser Äußerungen ist bereits die Abgrenzung und Verwahrung vor der Zeit und einer elenden Zeitgenossenschaft ebenso lebendig wie die Gewißheit vor dem Entscheid der Zukunft.

In dieser Zuversicht nahm er seine Arbeit in Frankfurt auf. Die drei

Jahrzehnte, die er noch zu leben und zu schaffen hatte — haben sie einen Neubeginn für ihn gebracht, neue Denkansätze, neue Einsichten, die zu einer wesentlichen Änderung seines Weltbildes geführt hätten? Die Antwort auf diese Frage muß bei einem Rückblick auf das Werden seines Werkes in der Zeit der Hoch- und Spätromantik einsetzen. Die großen idealistischen Systeme beherrschten damals das deutsche Geistesleben. Sie wuchsen und wandelten sich im Gesamtzug immer wiederholter Anläufe, Änderungen und Umarbeitungen, immer neuer Aufnahmen der Grundprobleme und neuer Fragestellungen. Fichtes Wissenschaftslehre hat mehr als zehn Fassungen gefunden, und Schelling, der Proteus der Philosophie, nahm unter steter Verschiebung der Aufgaben und Ziele seines Denkens den Weg von der Natur- und Geistesphilosophie seiner Frühzeit zur Identitätsphilosophie und weiter zur positiven Philosophie, die in einer Philosophie der Mythologie und Offenbarung gipfelt. Es gab kein in sich geschlossenes Weltbild. Das Weltbild dieser Zeit ist offen, es unterliegt, mit der Formel der Romantiker gesagt, einem unendlichen Prozeß. Jede Form, jede in sich vollendete Gestalt verfällt der Auflösung, immer neue Formen werden geschaffen und zerstört. So läßt Schelling jede Erscheinung in der Natur aus dem Widerstreit einer positiven und einer negativen Kraft entstehen, die beide als Momente in einem Dritten aufgehoben werden. Schellings Naturphilosophie ist dynamisch. Und so läßt Hegel schließlich aus den dargestellten und wieder aufgelösten Formen von Satz und Gegensatz die höhere Erscheinungsform der Synthesis erstehen, die selbst wieder den Ausgang für einen neuen Dreischritt bildet. Man begreift die Welt als Entwicklung, als geschichtlichen Prozeß.

In dieser unruhvollen Zeit hat Schopenhauer im Umgang mit den großen Denkern der Vergangenheit, mit Platon und Kant, und mit der Geisteswelt des Morgenlandes die eigenen Denkziele gesucht und gefunden. Sie gehen nicht in die romantische Unendlichkeit, sie schließen und vollenden sich in wenigen Jahren in einem Werk, das sich vor allen Wandlungen der Zeitaläufe behauptet. Der dreißigjährige Schopenhauer, der sein Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ hinausgehen läßt, ist zu einer Höhe und Endgültigkeit seiner Anschauungen gelangt, die anderen Denkern vielleicht in einem späteren Lebensalter beschieden sind. Es gibt keine Entwicklungen für ihn, keine inneren Kämpfe und Wandlungen, keine Umschichtung und Neuordnung der Grundgedanken.

Aber Schopenhauers Buch war unzeitgemäß. Immer mehr hatte das romantische Weltgefühl sich in die Formen der Geschichte eingefügt, und als Hegel im Erscheinungsjahr von Schopenhauers Werk das Berliner Katheder bestieg, war der Sieg des Entwicklungsglaubens entschieden; das 19. Jahrhundert verstand auf lange Zeit hinaus die Welt in den Formen der Geschichte. Auf den Beifall dieser Zeit konnte ein Buch, das der Geschichte allen Wert und alle Würde absprach, nicht rechnen. Für Schopenhauer begannen lange Jahre des Zuwartens.

Und doch wußte er, daß er irgendwann einmal den Widerstand der stumpfen Welt besiegen würde. Seine Manuskriptbücher füllten sich Jahr um

Jahr mit Aufzeichnungen, mit knappen Notizen, die den Einfall eines Augenblicks festhielten, und mit längeren, zum Ausmaß kleiner Aufsätze und Abhandlungen gereiften Niederschriften. Er arbeitete noch immer so wie in der Zeit, da sein Hauptwerk entstanden war. Ungeordnet, ohne Zusammenhang, so wie es ihm eben eingefallen ist, steht alles da, und doch fügt sich jede Aussage zu anderen und schließt gleichsam die Forderung in sich, den vielen, im Geist des Ganzen angelegten Verbindungsmöglichkeiten nachzudenken, im Blick rückwärts und nach vorwärts, im Besinnen auf Voraussetzungen und Folgerungen. Es mag sein, daß bestimmte Sätze über viele Seiten hinweg an andere anknüpfen, daß sich Reihen bilden, daß in der Folge unerwartete Zusammenhänge sichtbar werden. Alles aber steht durchaus im Gedankenkreis des großen Werkes, das er in der erhofften zweiten Auflage nicht abzuändern, jedoch vielfältig zu bereichern gedachte.

Der Gedanke dieser zweiten vermehrten Auflage stellte sich zu Beginn der Frankfurter Zeit dringlicher als früher. Die ersten Stimmen gegen Hegel hatten sich erhoben, schon vor dem Tode des Schulhauptes, sie mehrten sich und wurden vernehmlicher von Jahr zu Jahr; Streitschriften, Abhandlungen, Bücher erschienen, die das Ganze oder Teile seiner Lehre und ihre Alleinherrschaft an den Universitäten und in der Welt der Wissenschaft anfochten, im allgemeinen Bewußtsein kündigte sich eine Wandlung an, — daß sie schließlich, gleichsam im dialektischen Prozesse, nur die Hegelsche Linke aufsteigen ließ, daß der romantische Kult des Schöpferischen, der Entwicklung, vom Kult der Gegenwart mit all ihren Problemen und Tendenzen, von Sensualismus und Materialismus abgelöst werden sollte, das war um die Wende vom dritten zum vierten Jahrzehnt noch nicht zu sehen. Auch Schopenhauer konnte es nicht sehen. Nach dem Umfang seiner Niederschriften hätte der eine Band von 1819, der in vier Büchern nacheinander Erkenntnislehre, Metaphysik, Ästhetik und Ethik behandelte, sich in zwei Bände auseinanderlegen können: einen ersten, der die Betrachtung von der Erkenntnis zur Natur geführt, einen zweiten, der den gleichen Weg auf höherer Ebene noch einmal durchlaufen hätte, im Überwölben der Erkenntnis durch die Kunst, im Überwölben der Natur durch die Sittlichkeit. So hatte Schopenhauer es in den vergangenen Jahren wohl gedacht, so dachte er noch jetzt, als er dem Zuwartenden auf eine künftige aufnahmebereitere Zeit ein Ende machen wollte. Sein Manuskriptbuch „Cogitata“ enthält bereits Entwürfe für eine neue Vorrede. Der letzte, vielsagende, stammt vom Oktober 1833. Daß die erste Auflage, meint er, größtenteils zu Makulatur geworden, das habe immerhin *ein* Gutes gehabt: er könne die zweite noch bei Lebzeiten selbst redigieren und mit dem bereichern, was er im Laufe eines unbeachteten und dadurch ungestörten Lebens noch ferner gedacht und gefunden habe. „Nur dürfen meine Zeitgenossen nicht glauben, daß ich jetzt für sie arbeite: wir haben nichts miteinander zu tun; wir kennen einander nicht; wir gehen fremd aneinander vorüber.“

Zu Beginn des Jahres 1834 änderte Schopenhauer, aus welchem Grunde immer, seine Absicht. Er entschied sich, dem Werk einen Nachtragsband zu geben mit dem Titel „Ergänzende Betrachtungen“. Der erste Band sollte im

wesentlichen unverändert bleiben. Der zweite aber sollte noch einmal die Themen des ersten aufnehmen, gleichsam in einem großen Kommentar. Mit diesem Entschluß ist die Entscheidung über die künftige Form des Gesamtwerkes gefallen. Die Möglichkeit eines organischen Ausbaus und Weiterwachsens ist abgetan, es gibt nurmehr ein stetes Anbauen, eine Folge zusätzlicher und ergänzender Betrachtungen.

Zunächst aber kam nicht einmal der Ergänzungsband zustande. Eine Nachfrage nach dem Absatz der „Welt als Wille und Vorstellung“ brachte ein so schlechtes Ergebnis, daß Schopenhauer sich zu einer Teillösung verstand. Er faßte die geplanten Ergänzungen zum zweiten Buch in einer eigenen Schrift zusammen; der Frankfurter Buchhändler Siegmund Schmerber übernahm den Verlag, und so erschien nach einem 17jährigen „Schweigen der Indignation“ 1836 die Abhandlung „Über den Willen in der Natur“, das erste der in Frankfurt entstandenen Bücher Schopenhauers, die zusammen schließlich weit mehr als die Hälfte seines Gesamtwerkes ausmachen sollten. Es folgen, in einem auffallend regelmäßigen Abstand einiger Jahre, neue Werke und neue Auflagen von früheren: 1841 kommen „Die beiden Grundprobleme der Ethik“ bei der J. C. Hermann'schen Buchhandlung F. E. Suchsland in Frankfurt heraus und 1844 endlich doch noch die zweite, durchgängig verbesserte und sehr vermehrte Auflage des Hauptwerkes; sie erscheint im gleichen Jahre wie ein viel erfolgreicherer Buch, der Struwelpeter des Frankfurter Arztes Heinrich Hoffmann, den Schopenhauer kaum gekannt hat, der aber seinerseits sehr wohl von Schopenhauer wußte: „Ich war und bleibe Optimist“, schreibt er in seinen Lebenserinnerungen (1861). „Von Schopenhauer will ich nichts wissen.“ Dem Hauptwerk aber folgten 1847 die zweite Auflage der Dissertation bei Suchsland, 1851 das letzte Werk, die „Parerga und Paralipomena“, und weiter, im gleichen Jahre 1854, die Neuauflagen des „Willens in der Natur“, wieder bei Suchsland, und der Jugendschrift „Über das Sehn und die Farben“, 1859 dann die dritte Auflage des Hauptwerkes, und noch im Todesjahr, 1860, die zweite Auflage der Ethik.

Es war nicht etwa eine erhöhte Aufnahmebereitschaft der Zeit, der wir dieses unbeirrte, durch keinen Mißerfolg erschütterte Gleichmaß des Schaffens zu danken hätten; es war, möchte man sagen, die Ruhe der Selbsthaftigkeit, die Schopenhauer so spät errungen hatte. Vielleicht zum erstenmale fügte sich das Äußere seines Lebens, fördernd und begünstigend, seinem inneren Gesetz.

Schopenhauer war mit einer letzten vorsichtigen Zurückhaltung gekommen. Wie sein Vater nicht das Hamburger Bürgerrecht erwarb, sondern sich mit den Seinen als „Beisasse“ aufnehmen ließ, so lebte nun der Sohn in Frankfurt nur als „Permissionist“. Noch im „Adress- und Handbuch“ seines Todesjahres steht bei seinem Namen die Bezeichnung „o. B.“: „nicht im hiesigen Bürgerverbände“. War es die Scheu, eine Bindung einzugehen, die ihn auf die Dauer verpflichtet hätte? Noch jahrelang wohnte er in möblierten Zimmern, sein einziger Besitz waren die Gegenstände des täglichen Gebrauchs, seine Bücher und sein Pudel Atma, mit dem er in die

19

Lokalgeschichte eingegangen ist. Er hätte immer noch die Möglichkeit gehabt, ohne große Schwierigkeiten fortzugehen, wenn sich anders angelassen hätte, als er voraussetzte. Aber alles ließ sich günstig an.

Er nahm, was die Einrichtungen der Stadt ihm boten, gerne hin. Er bediente sich der Sammlungen der „Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft“ (1817) und des „Physikalischen Vereins“ (1824), um sich die neuen Ergebnisse der mächtig aufstrebenden Naturwissenschaften in Anschauung und Experiment zu eigen zu machen. In der Kasinogesellschaft las er vor dem Abendessen die „Times“ und deutsche Literaturzeitungen, später trat er auch der Lesegesellschaft des 1848 neugegründeten Bürgervereins bei, in deren Räumen er gelegentlich auch Besucher empfing.

Und wenn er aus der kleinen Gegenwart in die größere Vergangenheit zurückgehen wollte, so konnte ihm nicht nur seine eigene umfangreiche Bibliothek behilflich sein, sondern immer wieder auch die Stadtbibliothek — trotz ihres damals recht bescheidenen Vermehrungsetats von jährlich 2.300 Gulden, trotz einer Öffnungszeit von wöchentlich sechs, später zehn Stunden und trotz des Fehlens vieler wichtiger Zeitschriften. Ein eigentümlicher Zufall hatte ihn in jungen Jahren mit dem Manne zusammengeführt, der in seiner ganzen Frankfurter Zeit an der Spitze der Stadtbibliothek stand, mit dem berühmten Historiker Johann Friedrich Böhmer. Es war 1818 in Rom, im Kreis der deutschen Künstler, wo Schopenhauers Spottreden über die Deutschtümelei, über das Konvertitentum seiner Landsleute Böhmer herausforderten. In Briefen an seine Freunde schrieb er, Schopenhauer sei „wirklich ein ziemlich völliger Narr“, oder, man müsse „zum Wohle des Volkes die gesamte Sippe der undeutschen und religionslosen Philosophen einsperren lassen“. Wir wissen nicht, ob der persönliche Gegensatz noch in die gemeinsame Frankfurter Zeit hineingedauert hat. Der Stadtbibliothek fühlte sich Schopenhauer jedenfalls durchaus verbunden. Er sprach von „dem kostspieligen, schönen und durch seinen Zweck ehrwürdigen Bibliotheksgebäude“, nur die in schlechtem Latein abgefaßte Inschrift „*Studiis libertati reddita civitas*“ fand seinen Tadel, sie enthalte in vier Worten drei Fehler und wäre dem Cicero wohl unverständlich.

Das steht in einer einleitenden Apologie seines Gutachtens über das geplante Frankfurter Goethedenkmal, mit dem er, einige Jahre nach seiner endgültigen Übersiedlung, kundtat, daß er teilzunehmen und mitzusprechen gedachte, wenn öffentliche Angelegenheiten die Stadt bewegten. Er förderte die Bestrebungen des 1841 neugegründeten Frankfurter Vereins gegen Tierquälerei, er wandte sich an den Kapellmeister Guhr mit der Bitte, gewissen Übelständen im Theater abzuhelpfen, er gab einen genauen Bericht über die Straßenkämpfe im September 1848 zu Protokoll. Und zum 100. Geburtstag Goethes erhob er, wie er es in seiner Schrift „Über das Sehn und die Farben“ getan hatte, noch einmal seine Stimme für den Dichter. Er schrieb für das vom Rat der Stadt geplante Album zur Säkularfeier einen Beitrag, in dem er Goethes Farbenlehre gegen Newton aufs nachdrücklichste ins Recht setzte. Leider kam das Album nicht zustande.

Schopenhauer suchte in Frankfurt keine Freunde, und doch fand er sie nach und nach. Er fand sie unter seinen Tischgenossen: den Lustspieldichter



Georg Römer, dem wir anschauliche Erinnerungen an ihn verdanken, den Anwalt Martin Emden, seinen ständigen Berater in Rechtsfragen. Er fand sie später mehr und mehr unter den Verehrern, die ihn aufsuchten. Da war der Bankangestellte August Gabriel Kilzer, der ihm später einen liebevollen Nachruf gewidmet hat, da war Wilhelm Gwinner, sein nachmaliger Testamentsvollstrecker und erster Biograph; da war der Stadtrat Carlot G. Beck, dem er das wertvolle Manuskript des zweiten Bandes seines Hauptwerkes schenkte (es ist heute im Besitz des Schopenhauer-Archivs). Er fand seine Freunde schließlich unter den vielen Besuchern, die nach Frankfurt kamen und ihm verbunden blieben, als Schüler, als Anhänger, als Verkünder seiner Lehre: Julius Frauenstädt gehörte zu ihnen, dem er seinen literarischen Nachlaß und die Verlagsrechte seiner Werke vermacht hat, Johann August Becker, damals wohl der gründlichste Kenner seiner Philosophie, und der junge Münchner Adam von Doss, der an Innigkeit der Teilnahme alle anderen übertraf. Doss gilt ihm als Repräsentant kommender Geschlechter.

Allmählich bildet sich ein geschlossener Kreis von Anhängern, „Aposteln und Evangelisten“, wie Schopenhauer sagt; das Flüchtige und Zufällige früherer Beziehungen weicht den dauernden und festen Formen einer Schule, die manchmal allerdings, nach seinen eigenen Worten, schwer zu regieren war.

Viele andere aber kamen, die diesem engen Kreis nicht zugehörten, einfach um Bewunderung und Verehrung zu bezeugen. Es waren Männer aus dem Zürcher Kreis Richard Wagners, wie Franz Arnold Wille, Robert Hornstein oder Karl Ritter. Wagner selbst scheute den Besuch bei dem als unzugänglich verrufenen Philosophen, er sandte ihm nur ein Exemplar der Nibelungen mit der Widmung „Aus Verehrung und Dankbarkeit“. Aber Friedrich Hebbel kam zu einem langen Gespräch über seine Dramen, — die Judith, die Maria Magdalena. So rückt Schopenhauers Name mehr und mehr in das Bewußtsein der Öffentlichkeit. Frankfurt wird die Stadt seines Aufstiegs und seines beginnenden Weltruhms. Die Zeit des „Ignorierens und Sekretierens“ ist vorbei; „Der Nil ist in Kairo“, pflegt er jetzt zu sagen. Aufsätze und Bücher über seine Philosophie und Übersetzungen seiner Werke in fremde Sprachen erscheinen. Die ersten Vorlesungen an Universitäten kommen, die Universität Leipzig stellt die erste Preisfrage über Schopenhauers Lehre. Die Frankfurter Maler, Luntenschütz, Hamel und Göbel, der Schüler Courbets, halten sein Äußeres für die Nachwelt fest. Seine Tischgespräche finden den Weg in die Öffentlichkeit, in Romanen wird seine Lehre ausgewertet, alte und neue Anekdoten knüpfen sich an seine Person. Und was bisher noch nie geschehen war, daß man seinen Namen mit einem seiner Wohnorte in Verbindung brachte, jetzt wird er, ohne weiteres, zusammen mit dem Namen Frankfurts genannt: Der Rezensent, der Schopenhauer in England die Bahn gebrochen hat, bezeichnete ihn als „den misanthropischen Weisen von Frankfurt“, und Carl Rosenkranz, der Königsberger Ordinarius, dem er wertvolle Hinweise für seine Kant-Ausgabe gegeben hatte, schrieb von der „Schilderhebung eines Kaisers der Philosophie“ in Frankfurt a. M., — der Stadt, in der die deutschen Kaiser gekrönt wurden. Schopenhauer ließ sich den Spaß behagen.

Die Stadt war ihm mehr geworden als ein guter Ort für eine Eremitage. In ihrer weltoffenen, von Tätigkeit und Wohlstand erfüllten Atmosphäre gedieh nun auch die Arbeit an seinem eigenen „Philosophen für die Welt“ zum guten Ende; — so nannte er scherzhaft sein Spätwerk, nach dem Aufklärungsphilosophen J. J. Engel. Die beiden Bände der „Parerga und Paralipomena“ enthalten nicht nur ergänzende Betrachtungen zu seinem Hauptwerk, Anwendungen seiner Lehre auf alte und neue Daseinsgebiete. Sie beenden eine Entwicklung, die in der norwegischen Preisschrift mit einer ausführlicheren Behandlung der sogen. praktischen Philosophie eingesetzt hat. Die „Aphorismen zur Lebensweisheit“, die den Abschluß des ersten Bandes bilden, gelten dieser praktischen Philosophie; sie sollen unser Sein und Sinnen nicht über Tag und Stunde hinausheben, sondern den Tag selbst leiten, mit seinen Schwierigkeiten, seinen Nöten und vielfältigen Erfordernissen. Der Denker spricht von den unmittelbaren Anliegen eines Jeden, er weist den Weg zur Meisterung der täglichen Aufgaben und den Weg zur inneren Ruhe. Die horazische Gelassenheit und Heiterkeit, die über diesem letzten Werke liegt, ist nicht, wie man geglaubt hat, auf einer neuen Entwicklungsstufe in Schopenhauers Denken erreicht worden; sie bedeutet kein Hinübergehen von der metaphysisch-ethischen Grundhaltung seiner Lehre in ein neues Lebensgefühl, das man im Biedermeier und vielleicht sogar im Diesseits-Evangelium des Jungen Deutschland wiederfinden könnte. Die Aphorismen haben, nach Schopenhauers Worten, einen bedingten Wert, den Wert einer Anpassung an den gewöhnlichen empirischen Standpunkt, die doch ihren Nutzen haben kann. Wir wissen, daß er selbst von Jugend an diesem empirischen Standpunkt Rechnung getragen, daß er sich immer wieder die Lebens- und Führungsregeln vergegenwärtigt hat, nach denen er seinen Tag bewältigte. Er war kein weltfremder Gelehrter, er hat sich in der Welt behauptet. Warum aber, so fragt man, kommen die längst aus den Zufällen des Lebens und aus Begegnungen mit Menschen gewonnenen Beobachtungen und Einsichten nun erst in den Aphorismen zu einer letzten Reife? Ist es nicht so, daß diese Reife kaum an einem anderen Ort so zwanglos errungen werden konnte wie in der Umwelt seiner Wahlheimat? Der kaufmännische Geist, der ihm von seinem Elternhause her vertraut war, das nüchtern-praktische Denken und Handeln, die Kunst der Menschenbehandlung, hier, in der Luft der alten Messe- und Handelsstadt, war es zu finden als eine altehrwürdige bewährte Lebensform, die manchen Zügen seines eigenen Wesens freundlich entgegenkam.

Sein Mitleben in vielen Gegebenheiten seiner Umwelt aber hat ihn aus der letzten Einsamkeit des Genies so wenig heraustreten lassen, wie die „Komödie seines Ruhmes“, die man in den letzten zehn Jahren seines Lebens aufführte; er kam sich dabei vor wie der Lampenputzer, der beim Aufgehen des Vorhangs noch in zufälliger Verspätung auf der Bühne stand. Er stand mitten in der Gesellschaft, er war vertraut mit allem, was sie trägt; man sah ihn an der Wirtstafel, im Theater, im Konzert, bei Kunstausstellungen im Stadel, aber wenn es um das Große, das Eigentliche ging, sah er sich immer wieder auf sich selbst zurückverwiesen. Er lebte, im höheren Sinne, noch immer incognito. Er erfuhr keine öffentlichen Ehrungen, man verlieh ihm keine Orden und Ehrenzeichen, seine Festtage gingen still vor-

über, ohne Feiern, ohne daß die Zeitungen Anlaß gefunden hätten, sich mit ihm und seinem Lebenswerk zu beschäftigen, — nur daß er einmal einen Unfall hatte und sich an der Stirn verletzte, wurde in einer Notiz im „Frankfurter Museum“ kurz vermerkt.

Ergreifend die Geburtstagsfeier des Jahres 1849. Der einzige Frauenstadt hatte des 22. Februar gedacht und ihn beglückwünscht. Schopenhauer, tief gerührt, erwiderte, ein einziger, aus wahrer Hochachtung entspringender Glückwunsch sei ihm mehr wert als hundert von Interesse oder bloßer Höflichkeit oder Heuchelei eingegebene, wie sie den Großen und Reichen dargebracht werden. Auch der siebzigste Geburtstag brachte nur wenige Briefe auswärtiger Freunde und Verehrer. Der Tag verlief wie alle anderen. Wir schlagen die „Didaskalia“ vom 23. Februar 1858 auf, dem Tag nach dem Feste: Wir lesen von dem Vorschlag eines Unternehmers, in den Zügen einer französischen Eisenbahngesellschaft Speisewagen einzurichten, wir lesen, daß einem preußischen Prinzenpaar ein Dompfaff geschenkt worden sei, dem man zur Freude der Höchsten Herrschaften die preußische Nationalhymne beigebracht habe; ausführlich wird über die Aufführung des Effektstückes „Nacht und Morgen“ von Charlotte Birch-Pfeiffer berichtet — von Schopenhauer keine Zeile.

Er starb am 21. September 1860. Nur wenige Näherstehende folgten seinem Sarge. Und soviel wir wissen, gab es nur eine einzige würdige Gedenkfeier, bei einer Sitzung des Freien Deutschen Hochstifts, das ein Jahr vor Schopenhauers Tod von Otto Volger gegründet worden war: Man hatte die von der Bildhauerin Elisabeth Ney vor Jahresfrist geschaffene Büste Schopenhauers aufgestellt; der Vorsitzende des Hochstifts widmete dem Toten ergreifende Worte, er sprach die Überzeugung aus, daß Schopenhauers Größe einmal allseitig werde gewürdigt werden, wenn der Kampf der Leidenschaften im Widerstreit abweichender Richtungen und Meinungen vergessen sein werde.

Wenige Monate nach Schopenhauer, am 6. Dezember 1860, starb Marianne von Willemer — sie liegt in seiner Nähe auf dem Hauptfriedhof begraben. So bezeichnet das Jahr 1860, mit dem die Beziehung Schopenhauers zu Frankfurt endet, auch das Ende einer lebendigen, noch in persönlicher Zeugenschaft fortwirkenden Goethe-Tradition.

Das Jahr 1860 ist aber nicht nur ein Jahr des Endes, es ist zugleich ein Jahr des Anfangs: Es setzt den Beginn einer neuen, dauernden, immer engeren und verständnisvolleren Beziehung der Stadt zu dem großen Manne, der in ihren Mauern wohnte. Dem Frankfurt der Jahre 1833 bis 1860 konnte die einzigartige Bedeutung des „Permissionisten“ kaum bewußt werden, der alle sieben Jahre eine neue Aufenthaltserlaubnis einzuholen hatte. Der Umschwung im öffentlichen Bewußtsein kam nach seinem Tode. Nur am Rande verzeichnen wir, daß Frankfurt schon im Jahre 1877 eine Straße mit Schopenhauers Namen benannt hat — wohl die erste Schopenhauer-Straße in einer deutschen Stadt —, daß man ihm nach seinem 100. Geburtstag, 1888, zwei Denkmäler errichtet hat, eines in den Anlagen des Rechnergrabens, ein anderes auf der Attika des westlichen Flügels der Stadtbibliothek, deren

Inscription später erst, i. J. 1939, in Schopenhauers Sinn geändert wurde: *Litteris recuperata libertate civitas*.

Es geht uns um das wachsende Bewußtsein einer inneren Zugehörigkeit dieses sonderbaren Mannes zu unserer Stadt. Schopenhauer selbst hat noch in seinem Testament für diese Zugehörigkeit gesprochen. Er hat der Stadtbibliothek sieben Daguerrotypen seiner Person übereignet, fixierte Spiegelbilder, die uns, anders als die späteren Photographien, eine Vorstellung vermitteln, wie er wirklich ausgesehen hat. Mit diesem Vermächtnis hat er selbst die Stätte benannt, die das Andenken an seine Person in Zukunft wahren und pflegen sollte, und die Bibliothek hat diese Aufgabe gerne übernommen: Sie hat die ersten Grundlagen einer Schopenhauer-Sammlung geschaffen und diese Sammlung im Laufe der Jahre und Jahrzehnte aufs schönste ausgebaut. Gewiss: Das Schopenhauer-Archiv im eigentlichen Sinne wurde erst später, ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Philosophen geschaffen, im Zusammenhang mit der Gründung der Schopenhauer-Gesellschaft durch Paul Deussen, den Kieler Philosophen und Indologen, den Jugendfreund Nietzsches. In der Satzung wurde das Ziel der Gesellschaft festgelegt, „das Studium und Verständnis der Schopenhauerschen Philosophie anzuregen und zu fördern“, — diesem Ziele sollte auch das in Kiel gegründete Schopenhauer-Archiv dienen, das sich aus den Zufälligkeiten erster Schenkungen und Ankäufe heraus verhältnismäßig rasch entwickelte. Aber was lag näher, als die beiden ihrem Aufgabenkreis nach eng verwandten Sammlungen zusammenzubringen? Diese Frage wurde nach dem Tode Deussens im Jahre 1919 beantwortet: Der Sitz der Schopenhauer-Gesellschaft wurde nach Frankfurt verlegt und zugleich wurde das Kieler Archiv mit den Schopenhauer-Beständen der Frankfurter Bibliothek zu einer in sich geschlossenen Sammlung vereinigt, die im Jahre 1921, bei der neunten Tagung der Schopenhauer-Gesellschaft (der zweiten, die in Frankfurt stattfand), der Forschung und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte. Seither hat das Archiv, über Gunst und Ungunst der Zeiten hinweg, seiner Aufgabe gedient: im alten Bibliotheksgebäude an der Schönen Aussicht, dann im alten Manskopf'schen Hause am Untermainkai. Heute hat es im Neubau der Stadt- und Universitätsbibliothek ein Heim gefunden, das neue Möglichkeiten der Arbeit und der Wirkung erschließt.

Die Arbeiten des Archivs vollziehen sich in Verbindung mit der Schopenhauer-Gesellschaft. Sie dienen zum Teil einer Vergegenwärtigung der geistigen Umwelt Schopenhauers. Bei den Tagungen der Gesellschaft seit dem letzten Kriege, die sich der besonderen Unterstützung der Stadt Frankfurt erfreuen konnten, hat das Archiv immer wieder seine Schätze an Bildern, Handschriften, Büchern und Erinnerungsgegenständen in eindrucksvollen Ausstellungen zeigen können. Auch heute kann es das Thema „Schopenhauer und Frankfurt“, das wir uns gestellt haben, in einer schönen, das Frankfurt Schopenhauers in Bildern der Stadt und der Persönlichkeiten aus seinem Umkreis umgreifenden Ausstellung anschaulich werden lassen. Die Ausstellung konnte durch Leihgaben anderer städtischer Sammlungen, des Historischen Museums und des Freien Deutschen Hochstifts in dankenswerter Weise bereichert werden.

Aber die museale Aufgabe einer Bewahrung und dauernden Vergegenwärtigung dessen, was vergangen ist, tritt zurück vor den größeren Aufgaben, mit denen das Archiv der Wissenschaft dient: Es hat fremde Arbeiten durch Auskünfte und Hinweise zu fördern, es hat vor allem auch einige Forschungs- und Editionsarbeiten, in Verbindung mit der Schopenhauer-Gesellschaft, zu lösen. Diese Arbeiten finden ihren Niederschlag zum Teil im Schopenhauer-Jahrbuch, das seit 1951 in dem Frankfurter Verlag Waldemar Kramer erscheint, zum Teil in umfangreicheren Veröffentlichungen, etwa in dem jetzt fertiggestellten und in Druck gehenden Katalog von Schopenhauers Bibliothek oder in der seit langem geforderten Kritischen Nachlaßausgabe, deren erster Band ebenfalls in diesem Jahre in Druck gehen wird. Immer sorglicher sind die Arbeiten des Archivs den wachsenden Bedürfnissen der Forschung und einer fortwirkenden Verlebendigung der Gestalt und des Werkes Schopenhauers in immer weiteren Kreisen des In- und Auslandes angepaßt worden. Sie beschränken sich keineswegs auf Schopenhauer und sein Werk, sie umgreifen mit den geistigen Voraussetzungen und Folgen dieses Werkes den gesamten Umfang der philosophischen Probleme aller Zeiten und verbinden die Gedanken Schopenhauers mit den Anliegen der Gegenwart.

Im Sinne dieser Aufgabenstellung glauben wir auch zu handeln, wenn wir heute versuchen, die alte, seit 1933 aufgelöste „Frankfurter Ortsgruppe“ der Schopenhauer-Gesellschaft in neuer Art, mit den Möglichkeiten, die uns heute offenstehen, zu beleben. Wir wollen im kommenden Winter in einer für weitere Kreise bestimmten Reihe von Vorträgen der Schopenhauer-Tradition der Stadt Frankfurt einen neuen zusätzlichen Akzent verleihen. Es geht nicht etwa darum, den Arbeiten für Schopenhauer und sein Werk eine neue Form zu geben, deren Wert zweifelhaft wäre, wir wollen diese Arbeiten ergänzen durch die Fixierung eines örtlichen Mittel- und Ausgangspunktes für ein Wirken, das eine breitere Öffentlichkeit erreichen soll. In einer Form, die das Gemeinverständliche nicht scheut, könnten die Fragen der Aufnahme, des Fortlebens, der Dienlichkeit von Gedanken Schopenhauers in der Dichtung, in der Wissenschaft, im Umkreis unseres gesellschaftlichen Lebens angegangen werden, Fragen der Kunstanschauung und Kunsterziehung, des Rechtslebens, der Pädagogik, des Tierschutzes — Fragen, die irgendwann, in irgendeinem Zusammenhang von Schopenhauer aufgegriffen worden und uns heute, unter anderen Voraussetzungen, neu gestellt sind. Wir glauben, daß sie in dem gedachten Rahmen klärend und nutzbringend zu behandeln wären. Vielleicht — ich möchte mit Worten schließen, deren werbende Note nicht überhört werden sollte —, vielleicht könnte dieser neue Plan helfen, den Frankfurter Philosophen mehr als bisher in das wache und tätige Bewußtsein der Frankfurter Bürgerschaft zu rücken. Sollte dem Permissionisten Arthur Schopenhauer nicht das posthume Bürgerrecht erwirkt werden können?